Objekttyp: **FrontMatter**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **11 (1935)**

Heft 6

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

ZENTRALBIBL. ZÜRICH

8. Februar 1935 · Nr. 6 · 35 Rp.
XI. Jahrgang · Erscheint Freitags

Züricher Illustrierte

Druck und Verlag:
Conzett & Huber
Zürich und Genf

Die Meisterin

Aufnahme vom 29. Schweizerischen Skirennen in Grindelwald von Karl Egli

Frl. Jeannette Keßler ist eine vielfach bewährte Vertreterin der englischen weiblichen Skisport-Gemeinde. Sie lief in Grindelwald ein ausgezeichnetes Abfahrtsrennen, zeigte sich im Slalom als überlegene Fahrerin und gewann die Schweizerische Damenmeisterschaft.

Doppelseitiger Bildbericht im Innern dieser Nummer.

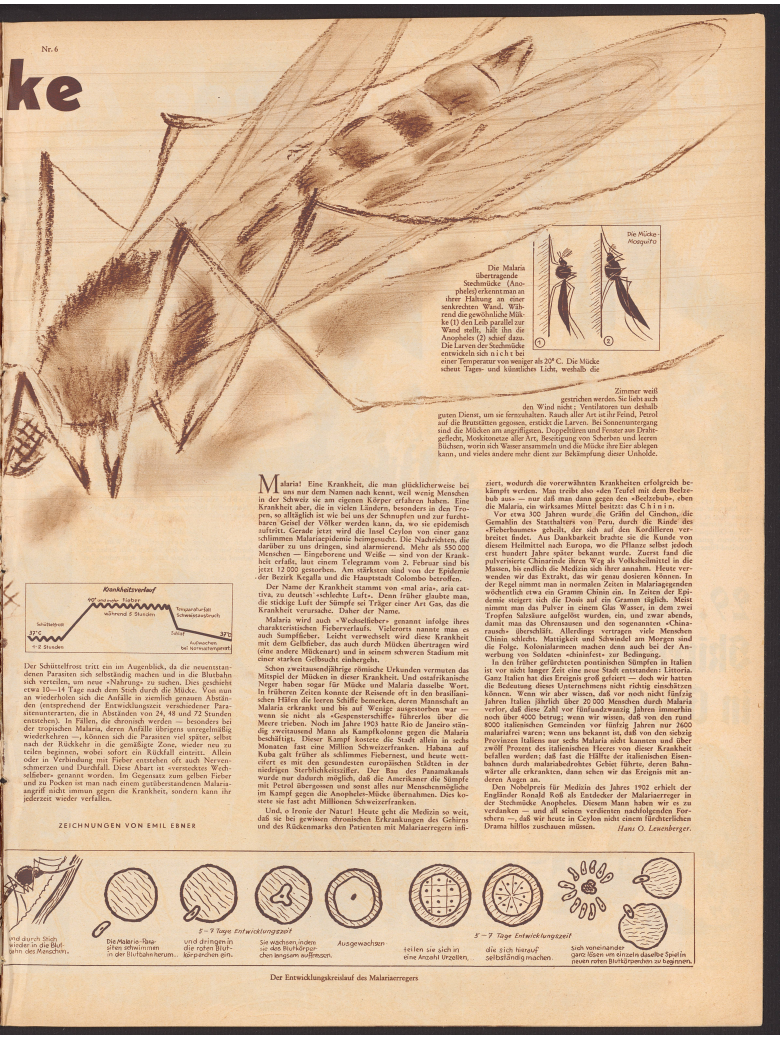
Die todbringende Mücke

DIE MALARIAEPIDEMIE AUF DER INSEL CEYLON

250 000 Malariakranke auf Ceylon

Bis jetzt 3000 Todesopfer

London, 6. Jan. sp. (DNB.) Die Malariaepidemie in Ceylon nimmt immer weiter aus. Etwa ein Viertelmillion Menschen liegen malariakrank darnieder, 3000 Kranke sind bereits gestorben, darunter 2000 Kinder und Frauen. Das tragische Personal ist dem Hungertode ist derart überwunden, daß es kaum mehr seinen Pflichten nachkommen kann.



Die Malaria übertragende Stechmücke (Anopheles) erkennt man an ihrer Haltung an einer senkrechten Wand. Während die gewöhnliche Mücke (1) den Leib parallel zur Wand stellt, hält ihn die Anopheles (2) schief dazu. Die Larven der Stechmücke entwickeln sich n i c h t bei einer Temperatur von weniger als 20° C. Die Mücke scheut Tages- und künstliches Licht, weshalb die Zimmer weiß gestrichen werden. Sie liebt auch den Wind nicht; Ventilatoren tun deshalb guten Dienst, um sie fernzuhalten. Rauch aller Art ist ihr Feind, Petrol auf die Brutstätten gegossen, erstickt die Larven. Bei Sonnenuntergang sind die Mücken am angriffigsten. Doppeltüren und Fenster aus Drahtgeflecht, Moskitonetze aller Art, Benutzung von Scherben und leeren Büchsen, worin sich Wasser ansammeln und die Mücke ihre Eier ablegen kann, und vieles andere mehr dient zur Bekämpfung dieser Unholde.

Malaria! Eine Krankheit, die man glücklicherweise bei uns nur dem Namen nach kennt, weil wenig Menschen in der Schweiz sie am eigenen Körper erfahren haben. Eine Krankheit aber, die in vielen Ländern, besonders in den Tropen, so alltäglich ist wie bei uns der Schnupfen und zur furchtbaren Geißel der Völker werden kann, da, wo sie epidemisch auftritt. Gerade jetzt wird die Insel Ceylon von einer ganz schlimmen Malariaepidemie heimgesucht. Die Nachrichten, die darüber zu uns dringen, sind alarmierend. Mehr als 550 000 Menschen — Eingeborene und Weiße — sind von der Krankheit erfaßt, laut einem Telegramm vom 2. Februar sind bis jetzt 12 000 gestorben. Am stärksten sind von der Epidemie der Bezirk Kegalla und die Hauptstadt Colombo betroffen.

Der Name der Krankheit stammt von «mal aria», aria cattiva, zu deutsch «schlechte Luft». Denn früher glaubte man, die stickige Luft der Sümpfe sei Träger einer Art Gas, das die Krankheit verursache. Daher der Name.

Malaria wird auch «Wechselfieber» genannt infolge ihres charakteristischen Fieberverlaufs. Vielerorts nannte man es auch Sumpffieber. Leicht verwechselt wird diese Krankheit mit dem Gelbfieber, das auch durch Mücken übertragen wird (eine andere Mückenart) und in seinem schweren Stadium mit einer starken Gelbsucht einhergeht.

Schon zweitausendjährige römische Urkunden vermuten das Mitspiel der Mücken in dieser Krankheit. Und ostafrikanische Neger haben sogar für Mücke und Malaria dasselbe Wort. In früheren Zeiten konnte der Reisende oft in den brasilianischen Häfen die leeren Schiffe bemerken, deren Mannschaft an Malaria erkrankt und bis auf Wenige ausgestorben war — wenn sie nicht als «Gespensterschiffe» führerlos über die Meere trieben. Noch im Jahre 1903 hatte Rio de Janeiro ständig zweitausend Mann als Kampfkolonne gegen die Malaria beschäftigt. Dieser Kampf kostete die Stadt allein in sechs Monaten fast eine Million Schweizerfranken. Habana auf Kuba galt früher als schlimmes Fiebernest, und heute wetteifert es mit den gesundesten europäischen Städten in der niedrigen Sterblichkeitsziffer. Der Bau des Panamakanals wurde nur dadurch möglich, daß die Amerikaner die Sümpfe mit Petrol übergossen und sonst alles nur Menschenmögliche im Kampf gegen die Anopheles-Mücke übernahmen. Dies kostete sie fast acht Millionen Schweizerfranken.

Und, o Ironie der Natur! Heute geht die Medizin so weit, daß sie bei gewissen chronischen Erkrankungen des Gehirns und des Rückenmarks den Patienten mit Malariaerregern infiziert, wodurch die vorerwähnten Krankheiten erfolgreich bekämpft werden. Man treibt also «den Teufel mit dem Beelzebub aus» — nur daß man dann gegen den «Beelzebub», eben die Malaria, ein wirksames Mittel besitzt: das C h i n i n.

Vor etwa 300 Jahren wurde die Gräfin del Cinchon, die Gemahlin des Statthalters von Peru, durch die Rinde des «Fieberbaumes» geheilt, der sich auf den Kordilleren verbreitet findet. Aus Dankbarkeit brachte sie die Kunde von diesem Heilmittel nach Europa, wo die Pflanze selbst jedoch erst hundert Jahre später bekannt wurde. Zuerst fand die pulverisierte Chinarinde ihren Weg als Volksheilmittel in die Massen, bis endlich die Medizin sich ihrer annahm. Heute verwenden wir das Extrakt, das wir genau dosieren können. In der Regel nimmt man in normalen Zeiten in Malariagegenden wöchentlich etwa ein Gramm Chinin ein. In Zeiten der Epidemie steigert sich die Dosis auf ein Gramm täglich. Meist nimmt man das Pulver in einem Glas Wasser, in dem zwei Tropfen Salzsäure aufgelöst wurden, ein, und zwar abends, damit man das «Ohrensausen und den sogenannten «Chinarausch» überschläft. Allerdings vertragen viele Menschen Chinin schlecht. Mattigkeit und Schwindel am Morgen sind die Folge. Kolonialarmen machen denn auch bei der Anwerbung von Soldaten «chininfrei» zur Bedingung.

In den früher gefürchteten postinischen Sümpfen in Italien ist vor nicht langer Zeit eine neue Stadt entstanden: Littoria. Ganz Italien hat dies Ereignis groß gefeiert — doch wir hatten die Bedeutung dieses Unternehmens nicht richtig einschätzen können. Wenn wir aber wissen, daß vor noch nicht fünfzig Jahren Italien jährlich über 20 000 Menschen durch Malaria verlor, daß diese Zahl vor fünfundzwanzig Jahren immerhin noch über 4000 betrug; wenn wir wissen, daß von den rund 8000 italienischen Gemeinden vor fünfzig Jahren nur 2600 malariafrei waren; wenn uns bekannt ist, daß von den sieben Provinzen Italiens nur sechs Malaria nicht kannten und über zwölf Prozent des italienischen Heeres von dieser Krankheit befallen wurden: daß fast die Hälfte der italienischen Eisenbahnen durch malariabedrohtes Gebiet führte, deren Bahnwärter alle erkrankten, dann sehen wir das Ereignis mit anderen Augen an.

Den Nobelpreis für Medizin des Jahres 1902 erhielt der Engländer Ronald Roß als Entdecker der Malariaerreger in der Stechmücke Anopheles. Diesem Mann haben wir es zu verdanken — und all seinen verdienten nachfolgenden Forschern —, daß wir heute in Ceylon nicht einem fürchterlichen Drama hilflos zuschauen müssen.

Hans O. Leuenberger.

Der Schüttelfrost tritt ein im Augenblick, da die neuentstandenen Parasiten sich selbständig machen und in die Blutbahn sich verteilen, um neue «Nahrung» zu suchen. Dies geschieht etwa 10—14 Tage nach dem Stich durch die Mücke. Von nun an wiederholen sich die Anfälle in ziemlich genauen Abständen (entsprechend der Entwicklungszeit verschiedener Parasitenunterarten, die in Abständen von 24, 48 und 72 Stunden entstehen). In Fällen, die chronisch werden — besonders bei der tropischen Malaria, deren Anfälle übrigens unregelmäßig wiederkehren —, könnten sich die Parasiten viel später, selbst nach der Rückkehr in die gemäßigte Zone, wieder neu zu teilen beginnen, wobei sofort ein Rückfall eintritt. Allein oder in Verbindung mit Fieber entstehen oft auch Nervenschmerzen und Durchfall. Diese Abart ist «versteckes Wechselfieber» genannt worden. Im Gegensatz zum gelben Fieber und zu Pocken ist man nach einem gutüberstandenen Malariaangriff nicht immun gegen die Krankheit, sondern kann ihr jederzeit wieder verfallen.

ZEICHNUNGEN VON EMIL EBNER

Der Entwicklungskreislauf des Malariaerregers